

Ein Kind an der Hand seines Vaters

1

Im Haus lebten zehn Frauen, ein Junge und ein Herr. Die Frauen waren Tatá, das ehemalige Kindermädchen aus dem Haushalt meiner Großmutter, fast hundert Jahre alt, halb taub und blind; zwei Dienstmädchen – Emma und Teresa –; meine fünf Schwestern – Maryluz, Clara, Eva, Marta, Sol –, meine Mutter und eine Nonne. Der Junge, ich, liebte den Herrn, seinen Vater, über die Maßen, mehr als Gott. Irgendwann musste ich mich zwischen Gott und meinem Vater entscheiden. Es war das erste theologische Streitgespräch meines Lebens, und ich führte es mit Schwester Josefa, der Nonne, die sich um Sol und mich, die beiden Jüngsten, kümmerte. Wenn ich die Augen schliesse, kann ich ihre kräftige tiefe Stimme im Wettstreit mit meiner kindlichen hören. Es war ein strahlender Morgen, wir saßen im Hof in der Sonne und betrachteten die von Blume zu Blume fliegenden Kolibris. Aus heiterem Himmel sagte die Nonne plötzlich:

„Dein Vater wird in die Hölle kommen.“

„Warum?“

„Weil er nicht zur Messe geht.“

„Und ich?“

„Du kommst in den Himmel, weil du jeden Abend mit mir betest.“

Abends, während sie sich hinter der spanischen Wand mit den Einhörnern umzog, beteten wir Vaterunser und Avemarias. Am Ende, vor dem Einschlafen, noch das Credo: „Ich glaube an den einen Gott, den allmächtigen Vater, Schöpfer des Himmels und der Erde, aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge ...“ Sie legte ihr Habit hinter der spanischen Wand ab, damit wir ihr Haar nicht sahen; das Haar einer Nonne zu betrachten, sei eine Todsünde, hatte sie gesagt. Ich, der ich die Dinge zwar gut, aber langsam verstehe, hatte mir den ganzen Tag vorgestellt,

wie ich ohne meinen Vater im Himmel war (ich schaute aus einem Fenster des Paradieses herab und sah ihn dort unten um Hilfe flehen, während er in den Flammen der Hölle schmorte), und an jenem Abend, als sie hinter der spanischen Wand mit den Gebeten anfang, sagte ich:

„Ich werde nicht mehr beten!“

„Ach, nein?“, sagte sie herausfordernd.

„Nein, ich will nicht in den Himmel kommen. Ein Himmel ohne meinen Vater gefällt mir nicht. Ich will lieber mit ihm in die Hölle gehen.“

Schwester Josefa streckte den Kopf hervor (es war das erste Mal, dass wir sie ohne Schleier sahen, also, das einzige Mal, dass wir die Sünde begingen, ihre fade Haarpracht in Augenschein zu nehmen) und sie zischte: „Psst!“ Dann bekreuzigte sie sich.

Eine Liebe, wie ich sie meinem Vater entgegenbrachte, habe ich erst wieder empfunden, als meine eigenen Kinder geboren wurden. Da erkannte ich sie wieder, denn sie war genauso intensiv, wenn auch anders, in gewisser Weise umgekehrt. Ich hatte das Gefühl, wenn ich mit meinem Vater zusammen war, konnte mir nichts passieren. Und ich habe das Gefühl, meinen Kindern kann nichts passieren, wenn sie mit mir zusammen sind. Ich würde mich eher töten lassen, als auch nur einen Moment zu zögern, wenn es darum ginge, meine Kinder zu beschützen. Mein Vater, das weiß ich, hätte sich ohne zu zögern töten lassen, um mich zu beschützen. Die Vorstellung, er könne sterben, war mir unerträglich, und ich hatte beschlossen, mich in den Río Medellín zu stürzen, sollte das je geschehen. Ich weiß aber auch, dass es etwas Schlimmeres gibt als den eigenen Tod: den Tod eines meiner Kinder. All das ist etwas sehr Primitives, von den Vorfahren Überliefertes, etwas, das man tief im Bewusstsein, an einem dem Denken vorgelagerten Ort fühlt. Nicht im Kopf, man denkt das nicht, es ist so, und man kann nichts dagegen tun.

Ich liebte meinen Vater mit einer animalischen Liebe. Ich mochte seinen Geruch, und ich mochte die Erinnerung an seinen Geruch im Bett, wenn er verreiste und ich die Dienstmädchen und meine Mutter bat, die Laken und die Kissenhülle nicht zu wechseln. Ich mochte seine Stimme und seine Hände, seine sorgfältige Art, sich zu kleiden, und seinen gepflegten Körper. Wenn ich nachts Angst hatte, schlüpfte ich zu ihm ins Bett, und er machte mir immer Platz, damit ich mich

neben ihn legen konnte. Meine Mutter protestierte und meinte, er würde mich verziehen, aber er rückte immer an den Rand der Matratze und ließ mich bleiben. Ich empfand für meinen Vater das Gleiche, von dem meine Freunde sagten, dass sie es für ihre Mutter empfanden. Ich atmete, sog seinen Geruch tief durch die Nase, legte einen Arm auf ihn, steckte den Daumen in den Mund und schlief tief und fest, bis das Hufgetrappel und das Läuten des Milchwagens den Anbruch des Morgens verkündeten.